Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 9 — Sonntag den 4. März — 1906

Der Handwerksbursch.

(9. Fortsetzung.) Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Zu Oswalds angenehmer Überraschung war es derselbe Bursche, der an dem Abend, wo er unten in dem kleinen Gasthof übernachtet, ehe er nach Schloß Neudeck pilgerte, an dem Wirtstisch gesessen und mit den Bauern über seine Herrschaft gesprochen hatte. Dem Burschen konnte er Vertrauen schenken, der meinte es ehrlich.

Er richtete ihm von der Komtesse aus, Punkt 8 Uhr sich im Wohnzimmer des Schlosses zu melden.

„Wissen Sie vielleicht, Herr Kammerdiener, was ich oben soll?“ fragte der junge Mensch ein wenig beklommen.

„Jawohl. Das kann ich Ihnen sagen. Der Herr Graf ist immer noch krank, sehr krank sogar, und ich wache jede Nacht in dem kleinen Zimmer neben seinem Bett. Heut aber muß ich mal schlafen, und da sollen Sie an meiner Stelle wachen!“

Der Bursche riß die Augen auf in höchster Verwunderung und sagte treuherzig: „Ja, das will ich gern! Aber wie komme denn ich zu der Ehre und nicht der Lakai, der Herr Hans?“

„Die Komtesse selbst hat gewünscht, daß Sie meine Stelle vertreten, denn sie hat großes Zutrauen zu Ihnen, wie mir scheint. Kann man sich denn ganz auf Sie verlassen, Christian?“

„Das will ich meinen!“ antwortete der Bursche stolz und zeigte lachend seine blendend weißen Zähne. „Wenn ich wache, da kann das ganze Haus ruhig schlafen!“

„Das glaube ich!“ lächelte Oswald, dem der ehrliche Mensch ungemein gefiel. „Sie hängen wohl sehr an der Herrschaft?“

„Natürlich! Hab' auch alle Ursach' dazu, denn sie sind immer zu mir gut gewesen, und schon als kleiner Bub' bin ich hier in Dienst gekommen, ebenso wie die Bärbel!“

„Richtig — die Bärbel!“ — fiel Oswald ein, „davon hab' ich auch schon reden hören im Schloß. Da gibt's wohl bald Hochzeit?“

„O mei,“ meinte Christian und kratzte sich mit der Linken den buschigen Blondkopf. „Das liegt noch im weiten Felde. Da heißt's erst noch lang' sparen, bis man daran denken kann. Heiraten kost' Geld. Mit der Lieb' allein ist's halt nicht geschafft!“

„Na, Christian, da will ich Ihnen mal was sagen! Aber ganz im Vertrauen! Verstanden? Daß Sie nicht etwa davon schwatzen, was ich Ihnen sage, sonst ist's nichts damit. Wenn Sie recht treu und brav jetzt in der schweren Zeit an ihrer Herrschaft hängen, wenn Sie alles ganz gewissenhaft erfüllen, was Komtesse Thea von Ihnen verlangt und sich genau nach ihren Befehlen richten, so könnten in kürzester Zeit fünf nageneue Hundertmarkscheine zur Heiratssparkasse dazu kommen!“

„Was? — Fünf —“ Weiter kam er nicht. Sein Verstand faßte nicht so schnell die ganze Ungeheuerlichkeit des in Aussicht gestellten Glücks. Er faltete nur die großen Hände über dem Magen und starrte Oswald an mit runden, ausdruckslosen Augen.

Der Herr Kammerdiener winkte freundlich und wiederholte die verheißungsvollen Worte: „Fünf Hunderter! Jawohl! Aber unbedingt der Komtesse gehorchen, mein Freund, und — den Mund halten! Adieu!“ — Damit ging er.

Eins wußte er gewiß: Schlafen würde dieser brave Eingeborene heute nicht. Um seinen Schlummer hatte er ihn gebracht, aber gründlich.

Sorgfältig vermied er die Gegend des Schlosses und des Vorgartens, öffnete die kleine Pforte, die hinter den Remisen nach dem Waldwege führte, und quer zwischen den Stämmen hindurchschreitend, gelangte er auf einem kleinen Umwege nach der Chaussee.

Dann eilte er, lustig vor sich hinpfeifend, zum Bahnhof hinunter.

Da er noch 20 Minuten Zeit bis zum Abgang des Zuges hatte, fragte er auf dem Schalteramt nach einem postlagernden Briefe, der heute wohl schon da sein konnte.

Statt dessen fand er unter der angegebenen Chiffre ein Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Abreise sofort. Brief folgt. Franz.“

Er hätte aufjubeln können vor Freude, denn so prompt hatte er selbst den Freund nicht erwartet.

Das Telegramm war am heutigen Tage in Berlin gegen 11 Uhr aufgegeben, also wenige Stunden nach Eintreffen seines Briefes. Wenn Franz und der Detektive also mit einem der Abendschnellzüge fuhren, so konnten sie morgen vormittag, spätestens mittag in dem Landstädtchen schon ankommen.

Er hatte also morgen schon seine Hilfstruppen in der Nähe, und mit einem Gefühl freudiger Zuversicht sah er den kommenden Ereignissen entgegen.

Das ganze Räderwerk seines Planes griff ausgezeichnet ineinander, und wenn der Gegner nicht um vieles schlauer war wie er, so mußte das Netz sich mit unheimlicher Schnelligkeit über dem verschmitzten Verbrecher zusammenziehen.

Da weckte ihn der heranbrausende Zug.

Schnell schlug die Coupétür hinter Oswald zu, und langsam trug ihn der Wagen großen und entscheidenden Ereignissen entgegen.

* * *

Auf Neudeck hatte niemand Oswalds Abreise bemerkt. Ziemlich einsilbig saßen sich die beiden Cousinen bei dem früher als sonst angerichteten Abendessen gegenüber, wobei heute der Lakai Johann servierte.

„Wo ist denn Onkels Kammerdiener heute?“ fragte Julia plötzlich. „Es fällt einem ordentlich auf, wenn der allzeit Dienstbeflissene einmal fehlt!“

„Er hat um die Erlaubnis, schlafen zu dürfen,“ antwortete Thea ruhig. „Er hat vorige Nacht kein Auge geschlossen, und da es Papa ja besser geht, glaubte ich ihn auf einige Stunden beurlauben zu können!“

„Selbstverständlich!“ sagte Julia, „aber er wird doch hoffentlich pünktlich wieder zur Nachtzeit unten sein? Gerade heute, wo ich nicht da sein kann, wäre es mir doppelt peinlich, wenn irgend das Geringste in der Pflege unseres lieben Kranken versäumt würde!“

„Beruhige Dich! Ich bin ja da und werde sorgen, daß alles am Schnürchen geht!“ gab Thea freundlich lächelnd zur Antwort. „Komm' nur Du bald zurück, denn Du wirst mir überall fehlen, mit Deiner Umsicht, Deiner beneidenswerten Ruhe.“

„Ja, siehst Du,“ lachte Julia, „man lernt die Leute erst in absentia schätzen. Aber sei ruhig, ich denke morgen gegen Abend wieder hier zu sein, denn erstens wird es mit Mama nicht schlimm sein, und zweitens bin ich selbst nicht eher ruhig, als bis ich wieder hier bin. An nichts gewöhnt sich der Mensch mehr, als an die Erfüllung seiner Pflicht!“

„Wie gut Du bist, Julia,“ entgegnete Thea mit einem dankbaren Lächeln, „wie sehr Du an Papa hängst! Ich danke Dir herzlich für all Deine Teilnahme!“

„Ach, pas de quoi! Ich tue, was ich muß! Aber nun heißt es, mich beeilen, sonst komme ich zu spät zum Zug. Da fährt auch der Wagen schon vor!“

Die Damen erhoben sich, und Thea gab der Cousine das Geleit bis zu dem an der Treppe harrenden Gespann, das, wie gewöhnlich, der alte Johann lenkte, während der Reitknecht, Monsieur Francois, mit dem kleinen Handkoffer der Baronesse neben ihm auf dem Bock Platz nahm.

Noch einmal beugte sich Julia aus dem Wagen und flüsterte Thea zu, so daß nur sie allein es hören konnte: „Achte darauf, ich bitte Dich, daß Dein Protegee dem Onkel nicht zu viel von der Medizin gibt. Das ist meine ewige Angst. Ich traue dem Burschen nicht!“

Damit zogen die Pferde an.

Thea blieb wie angewurzelt neben der Treppe stehen und sah dem Wagen nach, bis er in der Dämmerung des Abends verschwunden war. Aber auch dann noch regte sie sich nicht.

Die letzten Worten ihrer Cousine hatten ein seltsames, nie gekanntes Gefühl in ihr wachgerufen, etwas, das ihr von jeher fremd gewesen war — Furcht und Mißtrauen. Schon zum dritten Male ließ Julia diesen Argwohn gegen Fritz laut werden.

Was berechtigte sie dazu? Was wollte sie damit sagen?

Daß dieser Verdacht völlig unbegründet und rein aus der Luft gegriffen war, davon war sie felsenfest überzeugt. Was aber wollte sie damit bezwecken, daß sie noch im letzten Moment ihrer Abreise den Mann verdächtigte, der ihr nie zu nahe getreten war, der ihr mit dem untertänigsten Respekt begegnete und nicht das Leiseste getan hatte, ihren Haß zu verdienen.

Denn Julia haßte ihn, das war klar.

Von dem Augenblick an, wo er das Haus betreten hatte, ja noch bevor sie ihn mit Augen gesehen, war dieser junge Mensch ihr ein Dorn im Auge. Hier lag also irgend ein geheimer, tiefversteckter Grund zu dieser ungeheuren Antipathie, die nicht sowohl seiner Person, als vielmehr dem Umstande galt, daß überhaupt hier ein fremder Mensch im Krankenzimmer des Vaters ein und ausging.

Konnte es Eifersucht auf die Pflege des geliebten Kranken sein? Nein, unmöglich, soweit versteigt sich selbst das idealste verwandschaftliche Gefühl nicht, so selbstlos ist kein Mensch, das sagte Thea ihr gesundes, natürliches Gefühl.

Und weshalb warnte sie immer und immer wieder vor der Medizin in den Händen des Dieners, das Medikament konnte doch so gefährlich nicht sein, da es der Arzt ja verschrieben und durchaus keine besondere Vorsicht angeordnet hatte.

Sie dachte nach mit förmlich fieberndem Kopfe, denn hier, zwischen Fritz und Julia, lag das Geheimnis, das sie nicht zu entwirren vermochte, das entschieden von weit größerer Bedeutung war, als der treue Diener sie glauben lassen wollte, um ihr unnötige Angst zu ersparen. Weshalb sollte Julia um keinen Preis wissen, daß auch er zur Stadt fuhr? Was bedeuteten seine Worte, „daß Baronesse Julia von jemand getäuscht worden sei, der ihr seine Stellung verdankte?“

O nein, die Sache lag anders, als Fritz ihr gesagt, sein Mißtrauen, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung sei, galt niemand anders als Julia selbst, und sie hatte vom ersten Moment sein Mißtrauen bemerkt.

Ihretwegen war er heute nach der Residenz gefahren, und mit ihren Verdächtigungen beabsichtigte sie, sich ihn vom Halse zu schaffen.

Akkord. Nach dem Gemälde von Georg von Hößlin. (Siehe Seite 8.)
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ein leises Zittern überlief Theas schlanke Gestalt, und unwillkürlich stützte sie sich fester auf die sandsteinerne Treppenwange, neben der sie immer noch stand. Sie sah keinen Ausweg, so sehr sie auch ihr Hirn zermarterte, sie fühlte, daß hier irgend ein gefahrdrohendes Etwas zwischen diesen beiden Menschen sich abspielte, aber über das Was und Wie fand sie absolut keine Erklärung, keinen Anhalt, und das war es, was sie beängstigte.

Plötzlich richtete sie sich energisch auf. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung ihr der einzige Weg schien, sich Licht zu schaffen, selbst um den Preis einer Indiskretion.

Sie huschte die Treppen hinauf ins Haus, überzeugte sich, daß der Kranke in ruhigem Schlummer lag und daß Bärbel mit einer Näharbeit im Vorzimmer saß.

Dann stieg sie langsam die Stufen zum ersten Stock hinauf, wo die Zimmer ihrer Cousine lagen.

Sie wußte, daß Julia für heute und morgen ihre Zofe beurlaubt, und daß diese fast gleichzeitig mit ihrer Herrin das Schloß verlassen hatte, um in einem nahegelegenen Dorfe Verwandte zu besuchen.

Die Zimmer der Cousine waren offen. Ungehindert überschritt Thea die Schwelle des kleinen Salons und stand mitten in dem mit echt großstädtischem Luxus ausgestatteten Raume.

Was sie hier wollte, wußte sie eigentlich selbst nicht und dennoch zwang sie ein unheimliches Gefühl, das stärker war als alle ihre sonstige diskrete Zurückhaltung, vorwärts zu gehen, sich hier umzuschauen, als müsse sie irgend etwas suchen, was ihr helfen sollte, das Geheimnis um sie her zu lüften.

Forschend sah sie sich um in dem großen dunklen Zimmer, durch dessen hohe Fenster schon längst die Schatten der Abenddämmerung hereingeschlichen waren und alle Ecken und Winkel verhüllten.

Nur auf den kleinen Schreibtisch, der am Fenster stand, fiel noch ein dürftiger Lichtschein. Einen Moment zögerte Thea, dann schritt sie entschlossen vorwärts.

Es war ja nicht unverzeihliche Indiskretion, nicht müßige Neugier, was sie trieb, hier nach den Geheimnissen ihrer Verwandten zu forschen, es war vielmehr das plötzlich mit gebieterischer Gewalt erwachte Mißtrauen gegen eine Mitbewohnerin dieses Hauses, was sie qualvoll nach einem Anhaltspunkte für ihren Argwohn suchen ließ. Auf dem Schreibtische lagen Papiere, Rechnungen, kleine Nichtigkeiten in buntem Durcheinander auf der Schreibunterlage. Sie fand nicht das Geringste.

Sinnend ließ sie sich auf den kleinen Schreibtischstuhl gleiten und stützte den Kopf in die Hand, während es dunkler und immer dunkler wurde um sie her.

Dann zündete sie eine der beiden Kerzen an und leuchtete noch einmal im Zimmer umher.

Lächelnd schüttelte sie den Kopf über ihr zweckloses Beginnen, wie hätte sie auch hier etwas finden können, selbst wenn irgend etwas Verdächtiges vorhanden gewesen wäre. Das lag doch schwerlich so frei und unverschlossen herum. Als sie die Kerze wieder auf den Tisch zurückstellte, fiel ein Tropfen Stearin auf die blaue Tuchplatte. Erschreckt zuckte sie zusammen, denn dieser kleine weiße Flecken mußte der Zurückkehrenden unzweifelhaft verraten, daß ein Unberufener an ihrem Schreibtische gewesen, hier herumgeleuchtet und gesucht hatte, und unwillkürlich errötete Thea bei diesem Gedanken. Den Flecken mußte sie zuerst verschwinden lassen um jeden Preis.

Aber dazu bedurfte sie eines Löschpapiers und eines Messer oder einer Schere, die sie bei dem Lichte erhitzen konnte und suchend sah sie sich danach um.

Sie entdeckte ein Papiermesser aus chinesischem Metall, das für den Zweck geeignet schien, und in der Papiermappe mußte sich ja auch das nötige Löschpapier befinden.

Sie öffnete die Mappe; und richtig, da lag mehr als sie brauchte, benutztes und unbenutztes in Menge.

Sie legte den ersten mit Tinte bedeckten Bogen beiseite und ergriff den zweiten, um eine saubere Ecke abzureißen, als sie plötzlich wie gebannt stehen blieb, regungslos, die Augen fest auf den Bogen blaues Fließpapier gerichtet, mit einem Ausdruck, als sähe sie ein Gespenst.

Aber da war es wirklich und ließ sich nicht wegleugnen.

Julias energische, fast männliche Schriftzüge ließen sich nicht verkennen.

Das erste, was Thea bemerkt hatte, war das Wort „Bodo", deutlich abgedruckt und vollkommen leserlich. Langsam näherte sie das dünne Blatt der Kerze, und zwar mit der Schriftseite, und las klar und unzweifelhaft die Worte: „Graf Bodo — Hohenheimerstraße — — alles andere war verwischt.

Die drei Worte genügten ihr vollkommen.

Julia stand mit Bodo in Briefwechsel. Daran war kein Zweifel, denn sie hatte hier den unwiderlegbarsten Beweis in Händen.

Sie war blaß geworden wie der Tod, und schwankend erhob sie sich.

Sie mußte sich an der Tischkante festhalten, um nicht umzusinken, denn ihre Kniee zitterten vor Schreck und Erregung.

Sorgfältig faltete sie das Blatt zusammen und schob es in die Tasche ihres Kleides.

Dann tilgte sie mit verdoppelter Sorgfalt den kleinen Fleck von der Tischplatte, löschte das Licht, nachdem sie alles wieder so gelegt, wie sie es gefunden hatte und tastete sich im Dunkeln aus dem Zimmer. In den Gängen und Korridoren brannten schon die Lichter und wie auf einem Verbrechen ertappt, flüchtete sie die Treppen hinunter.

Sie zitterte an allen Gliedern, als sie das Wohnzimmer betrat, wo bereits seit einer Viertelstunde Christian seine Gebieterin erwartete.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, dem Burschen, äußerlich so ruhig als möglich, ihre Weisungen zu geben, und noch ganz unter dem Eindruck der Entdeckung, die sie soeben gemacht, schärfte sie ihm ein, in Zukunft allen Befehlen des neuen Kammerdieners blindlings zu gehorchen.

„Was Herr Weber Ihnen sagt, Christian, was er von ihnen verlangt, ist gut und recht und geschieht mit meiner vollsten Übereinstimmung. Je pünktlicher Sie seine Anordnungen befolgen, desto treuer und redlicher dienen Sie mir und dem Herrn Grafen!"

Als sie in ihrem Zimmer endlich allein war, nachdem sie ihrem Vater, der sich auffallend wohl zu befinden schien, gute Nacht gewünscht hatte, schloß sie sich ein, zum ersten Male in ihrem Leben. Sie fürchtete sich.

Kaum hatte sie die Augen geschlossen, stieg ein Bild vor ihr auf, das immer deutlicher sich von dem häßlichen Dunkel abhob, das sie rings umgab, vor dem ihre junge Seele ängstlich und ahnungsvoll zusammenschauerte in nie gekanntem Bangen. Eine schlanke, ebenmäßige Jünglingsgestalt war es, mit einem schönen hochintelligenten Gesicht, um dessen feines Oval die braunen Locken sich ringelten.

Und ein paar große, dunkle und so sonnige Augen strahlten wie zwei leuchtende Sterne durch all das drohende Gewölk.

So, ja ganz so hatte sie einmal auf einem alten Altarbild den heiligen Georg gesehen, hoch auf feurigem Roß mit Schwert und Lanze, zu seinen Füßen den furchtbaren Drachen, um das lockige Haupt die goldene Glorie des Heiligen.

Ein wundersames, warmes Gefühl legte sich um ihr Herz, und auf ihre Lippen stahl sich ein seliges Lächeln. Alte, süße Kindermärchen kamen ihr wieder in den Sinn, von geheimnisvollen Rittern und verzaubertern Prinzen, und ihre Phantasie umkleidete den armen Burschen von der Landstraße mit schimmernden Königsgewändern, mit der funkelnden Krone und dem blanken Schwert, das die Unschuld beschirmte und den Zauber brach.

Niemand sah es, wie das einsame Grafenkind in seiner hilflosen Verlassenheit, seiner Angst vor rätselhaften Gefahren hier von dem schlichten Diener ihres Hauses träumte, wie sie sich sehnte nach seiner Heimkehr, wie sie betete, daß ihm kein Unglück zustoßen möchte, während er in der Ferne weilte, für sie, für das Glück ihres Hauses.

Tief drinnen im Parke zwischen Goldregen und Syringen schlug eine Nachtigall tief, voll und sehnsüchtig, und aus der Ferne antwortete ihr die andere, die sie lockte und rief.

Und das schöne Mädchen in den weißen, spitzenbesetzten Kissen hörte das hohe Lied der Liebe, das der Kehle der kleinen Sänger entstieg, und vergrub ihr errötendes Gesicht in die heißen Hände und weinte bitterlich!

Oswalds Plan war geglückt.

Er hatte in der kleinen Station, die etwa eine halbe Wegstunde entfernt war, den Zug verlassen, hatte auf den anderen Zug gewartet und denselben Weg wieder zurückgefahren, in der Richtung nach der Hauptstadt.

Als er sich der Neudecker Station näherte, hatte er sich, um von außen nicht bemerkt zu werden, lang auf der Holzbank des Waggons ausgestreckt, als wenn er schliefe.

Als der Zug still stand, hörte er deutlich drüben jenseits des Stationsgebäudes das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster. Der gräfliche Wagen mußte also dort warten. Dann hörte er Schritte auf dem Perron. Deutlich unterschied er die festen Stiefel des Stationsvorstehers und die kleinen Absätze eleganter Damenschuhe auf dem Asphalt.

Dann öffnete und schloß sich eine Coupétür. Und da — dicht neben seinem Fenster hörte er Julias Stimme: „Beobachten Sie genau den Kammerdiener, und erstatten Sie mir genauen Bericht."

„Jawohl, Baronesse!" antworte die spitze Stimme des biederen Monsieur Francois.

Das Signal zur Abfahrt tönte, und der Zug rückte an.

Oswald lächelte in sich hinein. Was die gute Baronesse doch für eine feine Nase hatte! Alle Achtung. Aber sein Geruchsinn war doch noch ein feinerer, das hatte ihm die kleine Medizinflasche am ersten Abend deutlich bewiesen. Und wenn der Herr Francois heut nacht auch noch so gut Oswalds verschlossenes Zimmer bewachte, zu bemerken war nichts und zu rapportieren auch nichts, als daß sich drinnen nichts gerührt hatte.

Daß er einen beneidenswerten Schlaf haben müsse, war das einzige, was zu berichten war. Und unten im Krankenzimmer saß der biedere Christian. Da war auch für Herrn Francois keine Aussicht, irgend welche Entdeckungen zu machen.

So konnte Oswald denn, ohne sich um Neudeck sorgen zu müssen, all seine Gedanken auf das konzentrieren, was er vor hatte.

Zu seiner großen Befriedigung nahm er wahr, daß es draußen immer dunkler wurde.

Nur vor der Einfahrt in den hell erleuchteten Bahnhof war ihm einigermaßen bange. Wenn Julia sich umsah, so war sein ganzer Plan aufs höchste gefährdet, und er hatte nicht daran gedacht, für diesen Fall irgend welche Vorkehrungen zu treffen.

Und doch mußte er gleichzeitig mit ihr aussteigen, sonst war zu befürchten, daß er sie im Gedränge des Bahnhofes aus den Augen verlor.

Als der Zug auf der nächsten Station hielt, stiegen neue Passagiere ein, eine Marktfrau mit einem großen Korbe, den sie sehr umständlich neben sich plazierte, und eine andere Frau, die mit einer Menge Kasten und Schachteln bepackt war und außerdem ein etwa vierjähriges Kind bei sich hatte, welches beständig unruhig hin- und hertrampelte.

Beim Anblick des pausbackigen Schlingels blitzte in Oswald ein Gedanke auf, und bald befand er sich mit der gutmütigen Bauersfrau in reger Unterhaltung, während er gleichzeitig mit dem kleinen Jungen tändelte und sich sein Zutrauen zu erwecken suchte, was ihm während der Fahrt bis zur Residenz auch vollständig gelang.

Als der Zug sich dem Ziele näherte, sagte er der Frau, sie möge sich nur um ihre Gepäckstücke kümmern, den Buben erbot er sich ihr bis zum Ausgang des Bahnhofes zu tragen.

Natürlich war die Mutter im höchsten Grade erfreut und einverstanden, und damit war für Oswald ein sehr wichtiger Punkt glatt und zu größter Befriedigung erledigt.

Als der Zug langsam in die hellerleuchtete Halle rollte, ergriff er sofort den Kleinen und stieg aus, während hinterher die brave Bauersfrau mit ihren Schachteln und Kartons aus dem Wagen kletterte.

Das Gesicht durch den Knaben auf seinem Arme verdeckt, sah Oswald mit spähenden Blicken über den Perron.

Wenige Schritte vor ihm ging Julia, ziemlich langsam, ohne sich umzuschauen den Perron entlang. Am Ausgange blieb sie stehen.

Und hier übergab er schnell der Frau das Kind, das ihm so treffliche Dienste geleistet hatte, und trat schnell ins Dunkel einer Säule, wo er die rote Baronin genau beobachten konnte.

Er sah, wie sie ihre Uhr zog und mit der Bahnuhr verglich, dann ging sie über den Fahrdamm auf den Halteplatz der Droschken zu, die in ziemlich langer Reihe standen.

Als sie einen der Wagen bestieg, sprang er in einen anderen, der so weit von dem von Julia gewählten entfernt stand, daß sie ihn unmöglich erkennen konnte, und sagte dem Kutscher:

„Fahren Sie hinter der Droschke her, die dort eben abfährt, dort — mit der blonden Dame. Bleiben Sie in einiger Entfernung, daß sie nicht bemerkt, daß ich ihr folge. Ich zahle Ihnen die dreifache Taxe! — Los!"

Der Kutscher, der natürlich ein galantes Abenteuer witterte, grinste verständnisvoll, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Es war noch lebhaft auf den Straßen, aber der Kutscher fuhr ausgezeichnet, wand sich geschickt zwischen den Fuhrwerken und Trambahnen hindurch und behielt den anderen Wagen stets im Auge. Oswald hatte seinen Hut tief ins Gesicht gedrückt und beobachtete mit fieberhafter Spannung das ziemlich schnell vor ihm herrollende Gefährt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Künstler und die Kunst.

Bruno Schippang.

Schüler:

Wohl sehe ich den Prachtbau Stein auf Stein
Auf sicherm Grund nach Regeln sich erheben;
Der Plan ist aufgezeichnet, von den Leuten
Übt jeder das erlernte Handwerk aus,
Bis schließlich des Gesellen sehn'ge Faust
Den Giebel auf die schlanken Säulen türmt —
So kann ich alles, was von Menschenhand
Zu nützlichem Gebrauch geschaffen ist,
Leicht prüfen, wie es, und wozu entstanden.
Doch sage, Meister, wie ist's mit der Kunst?
Wie kommt's, daß nur des Künstlers Werk in mir
Empfindung weckt, mich mitzufühlen zwingt,
Bald mich erschüttert, bald beseelt, berauscht,
Gefühle mir im Innersten hervorruft,
Die doch mit nichts, was wirklich ist, verknüpft sind?
Erwirbt man Kunst, wie man ein Handwerk lernt?
Was ist der Endzweck einer jeden Kunst?
Ist's der, daß man den augenblicklichen
Empfindungen Verklärung gibt? — Ist's das,
So laß, mein Vater mich ein Künstler werden,
Ausdrücken durch die Kunst, was mich bewegt,
Daß meine Werte mir den Freund aufsuchen,
Der einsam auch, das Gleiche mit mir fühlt,
Und daß, im Austausch uns'rer vollen Herzen,
Gemeinsam wir uns helfen und erfreuen!

Meister:

Es gibt zwei Zauberworte, die jedoch
Dem Sinne nach in eins zusammenschmelzen.
Sie rühren an das Rätsel uns'res Lebens,
Und der nur kann ein wahrer Dichter werden,
— Sei es in Farben, Tönen oder Stein —
Der ihren Geist erfaßt hat und verstanden.
Denn unser Leben ist nur eine Form,
Den Inhalt gibt uns erst das erste Wort. —
Willst Du ein Künstler werden, hat Natur
Dich ausgestattet mit Gefühl, Empfinden,
Das jedes Bild verklärt im Seelenauge,
Das jeden Ton der Freude, wie der Angst
Nachzittern läßt auf Deines Herzens Saiten;
Und hast Du Geist und Phantasie, Geseh'nes
Selbständig freigestaltend umzuwandeln:
So nimmt von dem Geheimnis alles Dichtens
Den Schleier fort das erste Wort: „Erlebe!"
Erleben! Weißt Du wohl auch, was das heißt?
Hast jemals Du im Herzen tief verborgen
Dir selbst fast unbewußt, geheimen Wunsch
Genährt? Jäh steht der baldigen Erfüllung
Reizvolle Möglichkeit in Sicht, Erwartung
Schaut Dich mit ihrem Doppelantlitz an:
Da wird geheime Ahnung zum Verlangen,
Des Wunsches erste Regung zum Bedürfnis,
Und ungewisse, jauchzend-bange Stimmung,
Der jagenden Gedanken Wechselspiel,
Der Wogenandrang streitender Gefühle
Durchschauert stürmisch flutend Dir die Seele.
In Hoffens- und Verzweifelns-Bangigkeit,
In Sorgen, die doch Freuden sind, verlegte
Die Gottheit des Erwerbens Hochgenuß.
So ward uns des Erringens Schmerzenslust,
Doch nicht die Freude am Besitz zuteil. —
O süßer Schmerz, du qualenvolle Lust,
Die ihr wie Schattentanz vergilbter Blätter,
Wie Sturmesrauschen nie gehörter Töne
Die flücht'gen Stunden wechselvoll begleitet,
Ihr lehrt uns, daß „erleben" heißt „erleiden"!
Geboren werden heißt für uns schon leiden;
Ein Paradies zwar ist der Dämmertraum
Der ersten Jugend, doch wir lernen denken,
Was später wir in Zweifelsqual verwünschen.
Und haben wir Erkenntnis erst gewonnen,
So leiden wir, falls wir nicht uns und andre
Betrügen, an der Unvollkommenheit,
An die allein die Existenz der Erde
Und aller Wesen auf ihr ist gebunden.
Und was aus uns Vererbung und Erziehung
Gebildet, das soll sich zurecht nun finden
Im dunklen Reich des blinden Ungefährs,
Das je nachdem, ob es genehm uns ist,
Wir Unglück oder Glück benennen. — Zufall!
Hier scheitert der Verstand mit seiner Logik,
Das rechtliche Gefühl wird stark erschüttert,
Aus Liebe oft verzeihen Schlechtes wir,
Was wir nach strengem Rechte ahnden sollten;
Und was Verstand und Überlegung uns
Zu tun gebieten, lassen wir aus Neigung.
So ist dem Leiden jeder unterworfen,
An dem von Anbeginn die Menschheit krankt.
Ja, selbst die Freuden müssen wir erleiden,
Erdulden, daß das allerhöchste Glück
Zugleich das kürzeste auf Erden ist!
Nach diesem allzuflüchtigen Genuß
Bleibt nun die Frage offen: Lohnt denn wirklich
Die trügerische Freude der Sekunde,
Ein Glück, das mit dem Besten, was man hat,
Gedankenarbeit, Zeit und Körperkraft,
Mit vielen Müh'n und Plagen ist errungen?
Daß man zu spät erst einsieht, daß Genießen
Als Endzweck uns'rer Arbeit hingestellt,
Ein eitler, folgenschwerer Irrtum ist? —
So müssen wir Erfahrungen erleiden,
Und sind am Lebensende just so klug,
Zu wissen, wie wir's anzufangen hätten. —
So fand der Mensch das Leben vor, und hier
Begann die Arbeit seines bess'ren Selbst.
Er legte einsichtsvoll in Selbsterkenntnis
Sich selber strenge Pflichten auf, und lernte
Sie lieben. So entsproßten aus Begierden
Die Tugenden; und mit gerechtem Stolz
Kann er sich rühmen: „Was ich will und bin,
Bin ich durch eig'ne Arbeit, durch mich selbst."
Da aber in beständigem Vollenden
Nur die Vollendung selbst für uns besteht,
Und erst der Tod die Arbeit krönend abschließt,
So ist es denn das hohe Ziel der Kunst,
Den Leidensteufel aus der Welt zu bannen,
Und den Genuß, der als Befriedigung
Nur instinktiver Sinnenlüste einst
Natur uns gab, im Ideal der Kunst
Zu reinigen und klären. Wahre Dir
Dein Ideal, ertrotze es im Kampfe;
Du wirst vielleicht von vielen nicht verstanden;
Denn edler Kunstgenuß will auch errungen,
Erkämpft durch strenge Arbeit sein, wie alles,
Was uns von stetem Wert auf Erden sein soll.
Mit unsichtbaren Mächten mußt Du kämpfen:
Gewohnheit, Mode, Eigennutz und Dummheit,
Und blassem Neide jenes Zwerggeschlechtes,
Das ein blasiertes, hohles nil mirari
Als bill'gen Wahlspruch ausgegeben hat —
Verzage nicht! Verdarb Dein stolzes Wollen
Durch bösen Willen oder Unverstand,
So halte Dir das Ziel der Kunst vor Augen;
Sie hat die Kraft, den Menschen zu enttieren,
So muß sie auch ein Ausfluß Gottes sein, —
Und Dein befreiter Geist nimmt höh'ren Schwung
In jene Sphären, wo die Phantasie
Dir Flügel leiht zum stolzen Flug zur Sonne.

Das tote Haus.

(5. Fortsetzung.)

Novelle von H. Goedsche.

Die Nacht lagerte bereits mit dunklen Schatten auf der Gegend; Wolkenmassen, die gegen Abend den Horizont umzogen, verdeckten selbst das geringe Licht der Sterne und hüllten alles in tiefes Dunkel, als auf der Straße von Neuß daher ein Reiter in vollem Galopp an das Rheinufer sprengte, wo gewöhnlich die Fähre anlegte. Doch war sie an dem Ufer nirgends zu erblicken, und vergeblich strengte er seine Stimme zu lautem Ruf an, um die Fährleute, wenn sie am jenseitigen Ufer weilten, herüber zu führen. Es war der Obrist, der unruhig hin und her ritt, des Übersetzens harrend; als er gegen Abend in das Lager bei Zons gekommen, hatte er den General Corduba zu seiner Verwunderung abwesend gefunden auf einem Ritt. Erst spät kehrte derselbe zurück und schien noch mehr erstaunt durch den Besuch. Als ihm aber der Graf das Schreiben zeigte, das er am Mittag von ihm erhalten hatte, erklärte der General, daß dasselbe keineswegs von ihm und die Handschrift eine falsche sei. Das Siegel, mit dem der Brief verschlossen, fehlte dem General seit der Zeit, daß Katterbach sein Lager verlassen. Wie ein Blitz traf die Nachricht den Grafen und ängstigende Besorgnisse bemächtigten sich seiner Seele. Zwar glaubte er nicht an einen absichtlichen Verrat des Freundes, aber die Gewißheit einer drohenden Gefahr, eines wohlbedachten Planes zu seiner Entfernung von der anvertrauten Stadt überfiel und beängstigte ihn. Kaum gönnte er sich Zeit, mit dem selbst besorgten General einige nötige Maßregeln zu besprechen und diesen zu ersuchen, eine Abteilung Reiter für den Fall der wirklichen Gefahr auf der Straße nach Düsseldorf vorrücken zu lassen, als er auch schon sein Pferd bestieg und auf dem Weg, den er gekommen, ohne Begleitung zurücksagte.

Von dem alten Domturm zu Neuß schlug die Glocke bereits 11 Uhr, als er an dem gewöhnlichen Übergangspunkt über den Strom ankam; aber vergebens harrte er und die Zeit flog mit Windeseile, jede Minute konnte das Verderben in ihrem Schoß tragen. Nur das Echo oder das

Rauschen des Flusses antwortete auf seinen Ruf und auf den Knall seines Faustrohrs, das er losschoß, um die Fährleute zu wecken. Länger wollte er nicht zögern, und so wandte er sein Pferd und jagte nach der Straße, die zur zweiten Fähre ans Rheinufer bei der Stadt selbst führte. Immer ernster wurden seine Besorgnisse, immer heftiger spornte er das ermüdete schäumende Roß trotz der Dunkelheit und des rauhen Weges. Nach einer halben Stunde war er dem Strome wieder nah, durch die Nebel der Nacht glaubte er die Leuchten der Wächter auf den Türmen der Stadt zu erblicken, tiefe Stille ruhte noch immer umher, da scheute plötzlich das Roß und sprang mit einem mächtigen Satz zur Seite, daß sein Reiter kaum sich in dem Sattel zu halten vermochte. Er schaute empor und das Blut in seinen Adern stockte, denn vor ihm im Dunkel der Nacht sah er jenes Wesen, das einst im Schwanenzimmer der Burg ihm warnend erschienen. Dunkle Gewänder wallten gleich Nebeln um die hohe Gestalt, das rote Band umschloß geheimnisvoll den weißen Hals, und Giacomas — — Jakobeas Züge blickten ihm aus dem marmorbleichen Gesicht entgegen. Und er sah, wie das Gebild die Hand erhob und den Finger auf den schönen Mund legte, tiefes Schweigen gebietend, und dann zurück deutete, wie warnend vor nahender Gefahr. Und als der Obrist sich gefaßt und sich vorbeugte, zu erforschen, ob es ein Bild der Phantasie sei, da verschwammen die schönen Formen im Dunkel der Nacht und lichte Schatten schienen hinüber zu ziehn über die Fluten des Rheines zur Ruhestätte der Toten!

Wasserträgerin im Libanon. Nach einer photographischen Aufnahme. (Siehe Seite 8.)

Von der angedeuteten Seite her aber vernahm der Obrist Hufschlag und Stimmen. Die Vorsicht des geprüften Soldaten erwachte in ihm, vereint mit dem Eindruck, den die warnende Erscheinung gemacht. Leise stieg er vom Pferd, das zitternd und schnaubend wie auf den Fleck gebannt stand, schlang den Zügel um einen Baumstamm, und näherte sich vorsichtig dem Ufer. Das Gebüsch, wovon dasselbe damals bedeckt war, und die tiefe Dunkelheit der Nacht machte es ihm leicht, unbemerkt zugleich mit dem nahenden Reitertrupp an die Stelle zu gelangen, wo die Straße in den Fluß auslief und die Fähre anlegte. Die Reiter stiegen alsbald von den Rossen und lagerten sich umher. Dicht neben ihnen lauschte der Graf, besonnen sich im verhüllenden Dunkel geberdend, als gehöre er zu den Ihren. Kein Wort des Gesprächs entging seinem Ohr. „Wir werden noch lange harren müssen und der Wind vom Fluß her zieht frisch und kalt," sagte der eine der Bewaffneten sich in seinen Mantel hüllend. „Viel lieber wär ich bei dem Streich auf die Stadt selbst gewesen, als hier wie ein Dieb zu lauern, um ein Weib in Sicherheit zu bringen. Der Teufel hole den Hauptmann Katterbach, trotz des Lohnes, den er uns versprochen."

„Ich meine auch," entgegnete sein Nebenmann, „in der Stadt gibts Plünderung. — Aber es kann auch mißlingen, und dann sind wir hier in Sicherheit." — „Memme," erwiderte der Erste, „Du bist froh, wenn Du Dein Fell im Trocknen hast; die Sache ist so eingeleitet, daß sie gelingen muß, und die Stadt ist unser im Handumdrehen. Ein guter Teil der Bürger selbst hilft uns ja dazu. An ihrer Spitze steht ein kühner

verständiger Mann, der Schöffe Monheim, der das Ganze leitet. Im schwarzen Horn finden die Zusammenkünfte statt, ich war selbst einmal dort mit einer Botschaft. Dort versammeln sich die Verbündeten heute nacht. Vertraute Mannschaft hat die Wache an der Ratingerpforte, auch die Rheinfähren sind auf beiden Straßen drüben zurückgehalten, daß jeder Verkehr mit diesem Ufer unmöglich gemacht wird. Auf der Straße von Kaiserswerth her rücken Sr. Gnaden der junge Graf selbst und der niederländische Oberst von Brouck mit 400 Arquebusieren und 50 Reitern an. Um 1 Uhr sind sie zur Stelle, unsere Freunde öffnen das Tor, und wir sind Meister der Stadt fast ohne Schwertschlag. Was sich widersetzt, wird niedergestoßen, und der Pfalzgraf in seinem eignen Schloß gefangen genommen von dem tapfern Rittmeister Lochausen, der auch im Bunde ist. Wenn der Morgen scheint, wehen unsere Fahnen auf den Türmen und die nachkommenden Truppen können einziehen.“

„Aber wie kommt's, daß wir hierher geschickt sind ans and're Ufer. Was gibts für uns hier zu tun?“

„Merk auf! Du kennst den Hauptmann und weißt, welchen Anteil er an dem Unternehmen hat und wie er alles zu fördern wußte. Aber er hat noch einen Anschlag auf eigene Hand und will das Beste für sich im voraus fischen, denn er ist schlau wie ein Fuchs. Es ist ein Mädchen in der Stadt, das will er entführen, ehe der Spektakel losgeht, und wir sollen es ihm in Sicherheit bringen. Schlägt der Streich dann fehl, so hat er sein Schäfchen im Trocknen, und hat, was er von dem hartnäckigen Bürgervolk schwerlich gutwillig bekommen würde. Die Dirne soll reich sein und vornehm dazu! Um Mitternacht soll der Streich geführt werden. Er bringt sie über das Wasser hierher und wir sie dann in Sicherheit, während der Hauptmann zurückkehrt in die Stadt und für die Öffnung des Tores sorgt. Unterdes halten wir hier den Weg rein und fangen jeden Unberufenen auf.“

„Der Streich ist gefährlich,“ meinte der andere, „wenn er mißglückt, kann er leicht das ganze Unternehmen scheitern machen; die Bürger sind auf ihrer Hut und das kaiserliche Kriegsvolk nicht minder.“

„Bah,“ sagte der Erste, „Katterbach ist ein zu alter Fuchs! doch macht euch bereit und geht eurer zwei hier rechts am Ufer entlang, fünfzig Schritt von hier liegt unter dem Gebüsch ein Kahn, den ihr hierher bringt. Wenn der Hauptmann das Zeichen gibt, rudert ihr und ich hinüber, um nötigenfalls bei der Hand zu sein, und die Dirne ihm abzunehmen.“ — Zwei der Reiter suchten den Kahn und führten ihn nach der Stelle. Während der zweite zurücktrat zu der lagernden Gruppe, blieb der andere im Kahn stehen und stützte sich auf das Ruder. — Mit Entsetzen hatte der Oberst den kühnen Plan vernommen, keine Silbe war seinem lauschenden Ohr entgangen; sein ahnendes Herz sagte ihm, daß die Marchesa das Ziel jenes grauen Schurken sei; sie, die Stadt war verloren, wenn es ihm nicht gelang, zeitig genug dieselbe zu erreichen. Es galt einen verzweifelten Entschluß — das Herz schlug ihm hörbar in der Brust! — Langsam und vorsichtig, wie einer der Ihren, rückte er der Stelle näher, wo die Pferde der Reiter zusammengekuppelt waren, und machte sich mit ihnen zu schaffen. Jetzt erschien plötzlich über dem Fluß her der Schimmer eines einzelnen hellen Lichtes — Es war das Zeichen Katterbachs; der Führer des Haufens sprang empor: „Da ist das Signal! der Hauptmann ist am Ufer! Jetzt haltet gut Wacht und macht euch bereit. — Niclas Halen, Du begleitest mich.“ — „Zum Teufel, was macht ihr da, die Pferde werden unruhig und schnauben? — Du da, der Du dabei stehst, binde sie fest!“ — Der Zuruf galt dem Obristen. Im gleichen Moment war es diesem gelungen mit Hilfe seines Dolchs die Kuppel zu lösen, welche die Rosse zusammenhielt; er stieß dem nächsten das Eisen in den Hals, und schnaubend und schlagend sprangen die Pferde auseinander. In demselben Augenblick hatte er sich gewandt und stürzte mit dem Sprunge eines Löwen durch die überraschte Gruppe nach dem Ufer. Einen Schrei, einen Fall in die Fluten vernahmen die Erstaunten und im nächsten Augenblick das Aufschlagen des Ruders, das mit gewaltigen Stößen das Boot vom Ufer und hinein in den Strom trieb. Überrascht, bestürzt, kaum wissend woher der Überfall kam, eilten die Reiter am Ufer hin und her, ohne zu wagen von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen gegen den kühnen Feind, während andere sich zur Verteidigung bereit machten oder die flüchtigen Pferde zu haschen suchten, die das verwundete Tier im Schmerz um sich hauend scheu gemacht und auseinander gesprengt hatte. Während dieser Verwirrung flog der leichte Nachen immer weiter über die dunklen Wellen. Einen dankbaren Blick hatte der Graf nach Oben geworfen für das Gelingen seines kühnen Streichs, dann arbeitete er rastlos mit dem Ruder, die Angst lieh seinem Arm Riesenkräfte. Er sah das Licht, das der Hauptmann als Signal aufgesteckt, er konnte die Stelle erkennen nach den dunklen Umrissen der Stadt, wo es jetzt hielt, — dort lag das Haus des Meister Leonard — wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf an die Pforte, die aus dem Hause zum Strome führte. Schon wandte er den Nachen, um nach jener Stelle hinzufliegen, zu der Geliebten Schutz und Rettung, da trat das Gebot der Pflicht vor seine Seele, die Sicherheit der ihm anvertrauten Stadt, seine Manneshre hing vielleicht an einem Augenblick, und mit Gewalt wandte er sein Auge von jenem Punkt und verdoppelte seine Anstrengungen, — in wenigen Minuten war er an der Landungsbrücke des Werfts am Zolltor.

Ein Mann lehnte sich über das Geländer der Treppe und rief ihn leise an. „Freund von Brandenburg!“ erwiderte der Obrist besonnen und war im Augenblick oben, „Hierher,“ flüsterte der Wächter, „folgt mir an der Mauer entlang, das Tor vor uns ist von den Kaiserlichen besetzt.“ Im Nu hatte ihn der Obrist an der Kehle gefaßt und überwältigt. „Keinen Laut,“ herrschte er ihm zu, „oder Du bist des Todes!“ Den Mann festhaltend, pochte er mit dem Schwertknauf an das Tor und rief der herbeikommenden Schildwache, ihm rasch zu öffnen, indem er seinen Namen nannte. Zu Stunden wurden ihm die wenigen Minuten, bis die schwere Pforte sich auftat, dann trat er rasch hinein und in die Wachtstube, den Gefangenen vor sich herstoßend. Sein Leutnant Paul von der Horst kam ihm entgegen, schlaftrunken und bestürzt, über das plötzliche Erscheinen ihres Kommandanten taumelten die Soldaten auf. — Ein freudiges Gefühl durchflog des Obristen Seele — es waren seine getreuen Schlachtgefährten — er war unter den Seinen! Kurz, streng und umsichtig waren die Befehle, die er mit fliegender Eile erteilte, und die den Schlaf aus aller Augen scheuchten. „Es ist ein Verrat im Werk, Herr von der Horst, und die Stadt in Gefahr,“ sprach er hastig. „Ein Überfall soll in der Nacht geschehen, und die verschwornen Bürger wollen dem Feinde selbst die Tore öffnen. Begebt Euch sogleich in die Zitadelle, laßt Alarm blasen und die Trommeln rühren durch die Straßen. Die Reiter versammeln sich auf dem Markt, mit den Arquebusieren besetzt Ihr sofort die Tore und löst die Bürgerwachen ab. Wollen sie nicht weichen, so braucht Gewalt! Laßt den Bürgermeister wecken und die Herren vom Rat. Die Kanoniere sollen auf ihre Posten am Ratinger- und Flinger Tor und ihr Gezeug fertig halten! Niemand darf aus der Stadt ohne meine besondere Erlaubnis. Laßt Fackeln zusammenbringen und auf den Straßen verteilen. In einer halben Stunde muß der Rat die Bürger durch die Sturmglocke alarmieren. Vor allen laßt die Fähre hier am Tor mit treuen Leuten besetzen, und wenn sie noch nicht wieder gangbar ist, daran arbeiten auf Tod und Leben. — Ihr beide findet an der Fährtreppe einen Kahn. Besteigt ihn und rudert stromauf bis über die Biegung des Flusses. Dort sucht die Straße zu gewinnen nach Zons. Wenn ihr Pferde auftreiben könnt, nehmt sie mit Gewalt, und jagt damit ins Lager, oder bis Ihr dem Reiterzug begegnet, den der General detachiert. Sie sollen sich eilen herbeizukommen, und womöglich die Posten überfallen, die der Feind am jenseitigen Ufer aufgestellt hat. Der General selbst möge mit allen entbehrlichen Truppen der Stadt zu Hilfe rücken; hier nehmt meinen Siegelring zur Beglaubigung. Ihr, Leutnant, sendet mir so schleunig als möglich Mannschaft nach in die Herberge zum schwarzen Horn, und laßt das Haus umstellen. Jeder der sich dort findet, wird verhaftet. Und nun fort, fort, jeder an seinen Posten, die Augenblicke sind kostbar.“ Mit den verschiedenen Befehlen flogen die geprüften Soldaten davon, der Obrist aber befahl fünf seiner Getreuen, ihm zu folgen und eilte mit ihnen nach dem Schloß. Die Brücke vor dem großen Tor war aufgezogen, der Zugang zu dem Seitenpförtchen am großen Turm jedoch offen. Als er so unerwartet eintrat mit seinen Begleitern, fand er diesen zwar mit mehreren herzoglichen Trabanten besetzt, die der Rittmeister Lochausen für seinen Zweck gewonnen, doch überrascht, unvorbereitet, und ohne Führer, so daß sie ohne Widerstand ihre Waffen übergaben. Der Rittmeister selbst hatte ihrer Aussage nach soeben das Schloß verlassen. Graf Philipp eilte zu dem Gemach des Obristen Werner von Oudacker, eines dem Herzog treu ergebenen Offiziers, und weckte ihn mit der Kunde der drohenden Gefahr aus dem Schlaf. Dann flog er zurück und mit einem der gefangenen Trabanten, von der kleinen Zahl seiner Getreuen begleitet, eilte er nach der Ratingerstraße, der Herberge zum schwarzen Horn zu. Als er an dem dunklen Hause Meister Leonards vorüber kam, glaubte er einen unterdrückten Schrei zu hören. Einen Moment, doch auch nur einen solchen zögerte sein Fuß, denn jener Schrei hallte in seiner Seele wieder. Doch erst halb getan war das Werk der Rettung und vorwärts eilte er, bis sie die Herberge erreicht hatten. In der Ferne vernahm des Grafen geübtes Ohr bereits den Ton seiner Trompeten; — Der Traban mußte an die Tür pochen und Einlaß begehren wegen einer eiligen Botschaft, während die andern sich im Schatten verbargen. Doch kaum hatte Meister Braak, der Wirt, vorsichtig die Tür geöffnet, als er zur Seite gestoßen wurde und die Harrenden in das Haus drangen.

In der weiten Gaststube waren die vielen Anhänger der brandenburgischen Partei versammelt, denen die Führer vorsichtig erst an diesem Abend den bevorstehenden Schlag eröffnet hatten. Viele angesehene Bürger oder Glieder ihrer Familien waren zugegen und führten kräftig das Wort, um die Zaghaften zu ermutigen. Die Versammlung war zahlreich, indem gar viele aus diesen oder jenen Ursachen mit dem bestehenden Regiment unzufrieden waren und eine Änderung der Dinge herbeizuführen suchten. Der Wein und die kräftigen Worte des Schöffen Monheim hatten die Gemüter der Jüngern entflammt auch die ältern, bedächtigern Teilnehmer des Bundes fühlten sich fortgerissen in den Strudel. Der Rittmeister Lochausen verteilte das Losungswort, Waffen, und die einzelnen Rollen in dem nächtlichen Drama; auf die glückliche Beendigung des Unternehmens klangen die Becher — da flog die Tür auf mit gewaltigem Stoß, und das blanke Schwert in der Rechten stand die hohe Gestalt des Kommandanten auf der Schwelle, hinter ihm blinkten die Partisanen seiner Begleiter, und sein donnernder Ruf schlug an die Ohren der Überraschten: „Im Namen des Herzogs verhafte ich die Anwesenden als Rebellen und Hochverräter!“ Einen Augenblick lag eine lautlose Stille über der Versammlung, als hätte ein Blitzstrahl des Himmels unter sie geschlagen. Dann fuhren alle empor. Mit dem Ruf „Verrat! rettet euch!“ stürzte der kühne Lochausen die Armleuchter auf der Tafel um und warf sich

auf die Tür, um sich und seinen Gefährten Bahn zu brechen, indes der größere Teil derselben durch die Fenster oder den Seitenpforten entwich. Kurz und heftig war der Kampf, der sich im dunklen Licht der wenigen an den Wänden hängenden Lampen an der Tür entspann; der Stoß einer Partisane lähmte den Arm des mutigen Rittmeisters, von der Straße her mischte sich das Wirbeln der Trommeln in den Lärm, kaiserliche Soldaten stürzten herein, ihren Gefährten zu Hülfe, in wenig Augenblicken waren die Zurückgebliebenen überwältigt und gefangen; der Rittmeister Lochausen war unter diesen, Albert Monheim unter den Entkommenen.

Währenddem wirbelten die Trommeln durch die Straßen, Trompeten schmetterten, Reiter jagten auf und nieder, von der Zinne des Schlosses blies der Chur*) in schrillenden Tönen sein mächtiges Horn, die Klappen der Bürger- und Feuerwacht rasselten, und in dem wirren Lärmen mischte die Notglocke vom Ratsturm ihre Töne, und die Glocken von den Klöstern und Kirchen wiederholten bald den Ruf. Die Pforten der Häuser öffneten sich, und oft kaum halbbekleidet stürzten die Bewohner auf die Gasse. Soldaten eilten zu ihren Sammelplätzen oder auf die Wälle und Tore; die Bürger Kompagnien bildeten sich unter ihren Hauptleuten, und Fackeln und Pechkränze erhellten mit Tageslicht die Straßen.

Der Obrist war überall, seine Tätigkeit schien ihn zu verdoppeln. Unverletzt war er aus dem kurzem Gefecht in der Herberge hervorgegangen, und nachdem er die nötigen Verteidigungsanstalten am Tor getroffen, eilte er zurück nach dem Schloß. Schon von fern erblickte er ein Gedränge von Menschen um das Haus des Meister Leonard, durch das er sich von Angst getrieben mit Gewalt Bahn machte. Auf der Schwelle des Hauses stand der wahnwitzige Greis, seine Haare flatterten im Nachtwind, der rote Schein der Fackeln beleuchtete das verzerrte Antlitz, weit aus streckte er die hageren Arme, wie um Hilfe flehend, während der Mund den Namen seiner Enkelin murmelte. Heulend und schreiend lief die alte Dienerin unter der Menschenmenge umher, alle beschwörend um Hilfe und Rettung ihrer jungen Gebieterin, die mit Gewalt von einbrechenden Männern geraubt und weggeschleppt worden. Im Nu war der Obrist bei ihr und hatte sich von dem Geschehenen unterrichtet. Eine Hand faßte seinen Arm — als er sich umwandte, sah er in das bleiche Antlitz des jungen Schöffen, der den verhüllenden Mantel abgeworfen und in Seelenangst vor dem Freunde stand. „Sie ist geraubt, Philipp, hörst Du! entführt von jenem Bösewicht, den Gott verfluche! Auf, auf, rette sie, wenn Du sie liebst, da es noch Zeit ist. Ihm nach, ihm nach, laß uns keinen Augenblick zögern!" Mit schmerzlichem Ernst wandte sich der Obrist gegen ihn. „Das ist Dein Werk, Albert," sagte er ernst. „Werke des Verrats und der Nacht können nur Verbrechen gebären. Mensch warum hast Du das getan?" — Der Schöffe schlug sich wild vor die Stirn. „Laß uns nicht streiten über Meinung und Ansicht, hier hast Du mich, ich übergebe mich selbst den Fesseln. Aber rette sie, sie, die Unschuldige, damit sie nicht mitgerissen werde in das Verderben!"

„Bei der Seele meiner Mutter," schwor der Graf und sein stolzes Auge glühte im Zorn, „ich will nicht ruhen bis ich sie zurückgebracht in dieses Haus. Fahre wohl, Mann! jetzt ist der Kampf mein, und es gilt eine Braut!" — Er winkte, und während Soldaten den Schöffen fesselten und fortführten, eilte er weiter nach dem Burgplatz. Hier hielt bereits der Herzog Wolfgang Wilhelm zu Roß, umgeben von seiner Leibwache, Befehle erteilend. Auf dem Markt standen die kaiserlichen Reiter in bester Ordnung. Der Rat der Stadt war versammelt, und gab den Bürgerhauptleuten Befehle. Alle Verteidigungsanstalten wurden aufs beste und schnellste geordnet, die Gefahr eines plötzlichen Überfalles war gehoben. Als der Obrist zu dem Fürsten trat, reichte ihm dieser die Hand und schüttelte sie herzlich. „Das ist eine böse Nacht, Herr Graf," sprach er, „und eine bittere Erfahrung mehr in meinem Leben. Habt Dank für Eure Wachsamkeit, ihr allein verdanken wir die Rettung der Stadt und die Sicherung unserer Person; denn hoffentlich hat es keine Gefahr mehr, da wir den Feind jetzt gerüstet empfangen können. Wir denken mit einem eisernen Gruß die Freunde unseres vielgeliebten Schwagers zu empfangen."

„Es ist nichts zu besorgen, herzogliche Gnaden," sagte der Obrist. „Das Unternehmen des Feindes war nur auf einen Überfall berechnet und auf Verrat in der Stadt, und seine Macht ist zu gering, als daß er nur einen Angrift wagen könnte. Einige Kanonenschüsse werden ihm zeigen, daß wir auf der Hut sind, und ihn zurückscheuchen. Auch muß mit Tagesanbruch die Hülfe, die General Corduba sendet, eintreffen. Ihr habt an Obrist Oudacker einen wackern Offizier, der die Verteidigung leiten wird, gnädigster Herr, darum bitte ich Euch, mich für ein paar Stunden meiner Pflicht zu entheben, und mir zu gestatten, einen Posten des Feindes am andern Stromufer zu verfolgen. Es ist zugleich ein schändlicher Raub begangen an einer Dame dieser Stadt, und ich habe geschworen, nicht eher zu rasten, bis ich sie aus den Händen ihrer Räuber befreit habe. Durchlaucht, es ist eine Angelegenheit, die mich persönlich betrifft!" — „Ah, ich verstehe," sagte der Herzog freundlich, „zögert keinen Augenblick, und es soll mich freuen, wenn Euer tapferer Reiterzug vom Glück gekrönt ist. Wir wollen uns den Feind unterdes schon von den Wällen halten."

*) Der sogenannte Chur blies von der Schloßzinne bei Feuer oder anderer Gefahr das Notsignal.

Der Graf flog zu seinen Reitern, sein Gesicht glühte von Mut und Kampfeslust; ehe zehn Minuten vergangen waren, setzte er mit zwanzig der Bestberittenen über den Strom, um die Verfolgung zu beginnen. Hinter ihm krachten die Kanonenschüsse hinter den Wällen, die dem Feinde zeigten, daß die Verteidiger der Stadt wach, also der Anschlag mißlungen sei, und ihn getäuscht und verwirrt zum eiligen Rückzug nötigten.

Katterbach war mit seinem Raube glücklich ans jenseitige Ufer gekommen, fand aber hier seine Genossen noch unruhig und bestürzt und erfuhr von ihnen den gelungenen Streich des Grafen. Eine Ahnung sagte ihm, wer der Kühne gewesen, und er zauderte deshalb den entworfenen Plan zu erfüllen und nach der Stadt zurückzukehren. Bald überzeugte ihn der Schein vieler Lichter, daß es im Schloß und in der Stadt lebendig werde, und der Klang der Glocken, den die Nachtluft über den Strom herüber trug, gab ihm die Gewißheit, daß der Anschlag mißlungen, und die Bürger und Soldaten in der Stadt bei der Hand seien. Sich selbst verwünschend und den Anteil, den er an dem Mißlingen des Unternehmens hatte, wollte er wenigstens die Beute seiner Schandtat in Sicherheit bringen, und gab Befehl zum schleunigen Aufbruch. Die Marchesa, noch immer betäubt und widerstandslos, wurde auf das von dem Obristen zurückgelassene und von den Reitern aufgefundene Roß gehoben, indem des Grafen Dolch das für sie bestimmte getroffen hatte, und von dem Hauptmann selbst und einem andern Reiter in die Mitte genommen, worauf die Schar eilig davonritt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ouvertüre.

Burleske von Karl Ettlinger.

Fritz Frank Lenikoff hatte eine Ouvertüre geschrieben: die Ouvertüre zu „Der König und der Marabu", einem Drama seines Freundes Dippel. Da das Stück nur fünf Akte hatte und deshalb bei den heutigen Theaterpreisen nicht der Zeitdauer entsprach, die ein Logenbesucher für sechs Mark inklusive Billettsteuer beanspruchen kann, hatte Fritz Frank eine Ouvertüre hinzugedichtet. Sie war 15 Minuten lang und hochmodern. Es kamen zwei selbsterfundene Instrumente mit niedagewesenen Klangwirkungen darin vor, eine Kantilene im Cake walk-Rhythmus für Flauto solo mit Waldhornbegleitung, sowie ein Marschquartett, bestehend aus Posaune, Brummbaß, Fagott und Triangel. Obwohl diese neuen eigenartigen Klangwirkungen im Klavierauszug nicht zur Geltung kommen konnten, hatte sich Fritz Frank doch entschlossen, seinen Freunden das Werk auf dem Flügel vorzuspielen. Er hatte also einen musikalischen Bierabend arrangiert, zu dem er seine sieben Busenfreunde — Fritz Frank hatte natürlich keine sieben Busen, sondern nur so viel Freunde — eingeladen hatte.

Die Ouvertüre zu „Der König und der Marabu" war vorüber. „Ausgezeichnet!" lautete das einstimmige Urteil. „Ausgezeichnet, Fritz! Prost!" Und die sieben Busenfreunde tranken auf seine Zukunft und seine Zukünftige.

Während die andern Sechse zwei Skatpartien arrangierten, nahm Fritz Frank seinen Busenfreund Adolf bei Seite.

„Wie gefällt Dir eigentlich meine Ouvertüre?" fragte er harmlos.

„Großartig! Ich hätte Dir so was nicht zugetraut, aber —"

„Aber?"

„Richard Wagner sagte einmal: Die einzige Form der Musik ist die Melodie. Ich halte Wagner nicht für unfehlbar. Gott bewahre! Der Tristan ist zum Beispiel viel zu lang und der Parsifal viel zu kurz. Notabene Parsifal — findest Du nicht, daß Dein Marschthema einige Ähnlichkeit mit dem Marsch der Gralsritter hat."

„Aber erlaube mal —"

„Du brauchst Dich deshalb nicht aufzuregen, es kam mir nur so vor. Ich kann mich ja auch irren. Jedenfalls ist Deine Ouvertüre eine starke Talentprobe, zu der ich Dir gratuliere! Nichts für ungut! Alter Junge!"

„Theodor!" sagte eine Viertelstunde später Fritz Frank zu seinem zweiten Siebtel Busenfreund. „Sag' mir mal offen Deine Meinung über meine Ouvertüre!"

Theodor hatte schon eine Mark siebzig im Skat gewonnen und war daher sehr guter Laune.

„Deine Ouvertüre? — Mein Kompliment! Ganz reizend! Tatsache! Aber —"

„Aber?"

„Wie sagt doch Wilhelm Busch?

Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden.

Du bist ein bißchen so scharf ins Zeug gegangen. Vielleicht hat auch nur Dein Flügel einen zu harten Ton. Weißt Du, Radau läßt man sich schließlich bei Richard Strauß gefallen. Übrigens kennst Du sein „Heldenleben"? Dein Marschquartett klingt verflucht an die eine Stelle an."

„Welche Stelle?"

„Ich hab's jetzt nicht mehr im Kopf. Ich würde das aber an Deiner Stelle ändern. Fällt Dir ja sicher bei Deinem Genie nicht schwer! Aber ich muß weiter spielen, die andern werden schon wild. Also nichts für ungut, und die Stelle mußt Du unbedingt ändern! nicht wahr?"

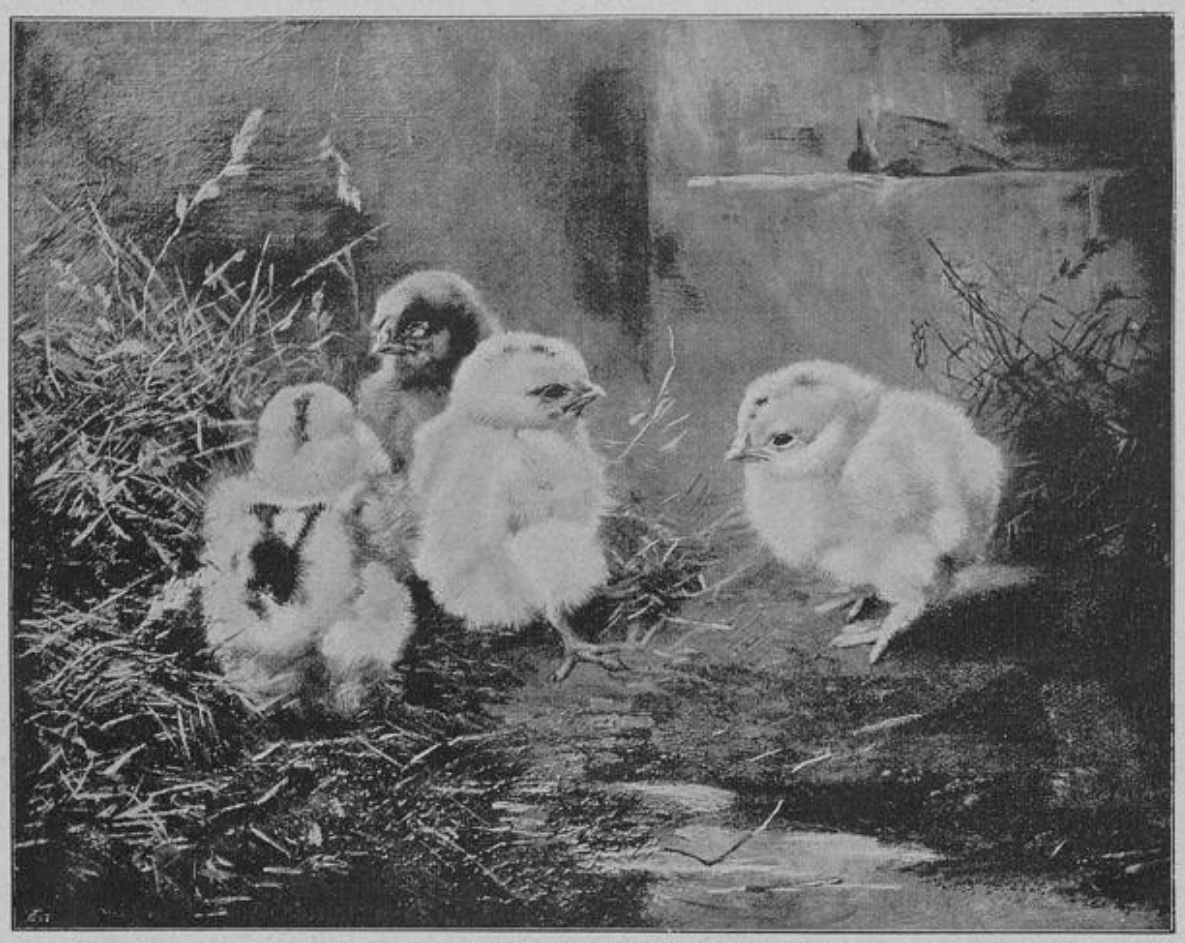
„Ah, was ich sagen wollte," kam Georg auf den gefeierten Komponisten zu, „Du hast mich wirklich heute abend aufs Angenehmste durch Deine Ouvertüre überrascht. Bist ein ganzer Kerl! Mit Dir muß man sich halten, Du hast eine Zukunft!"

„So hat Dir mein bescheidener Versuch gefallen?" fragte Fritz Frank freudestrahlend.

„Gefallen ist gar kein Ausdruck! Ich bin platt, begeistert, verzückt! Aber —"

„Aber?"

„Den Ausschlag gibt immer die Harmonie, sagte einmal Schumann. Ich weiß nicht mehr wo, übrigens kann's auch Beethoven gesagt haben. — Weißt Du, über Beethoven geht doch nichts. Seine C-moll-Sinfonie, das ist Musik, was? Ist es Dir, nebenbei bemerkt, nicht aufgefallen, daß Dein Marschquartett dem Thema des Schlußsatzes zum Verwechselnähnlich sieht? Ich wollte Dich nicht im Spiel unterbrechen, aber ich halte es doch für meine Freundespflicht, Dich hierauf aufmerksam zu machen. Es wäre schade wenn die Ouvertüre, die sonst wirklich famos ist — ohne Schmeichelei — deswegen durchfiele. Du nimmst mir doch meine Aufrichtigkeit nicht übel?"



Junge Hühner. Nach dem Gemälde von G. Knobloch.

„Durchaus nicht, durchaus nicht!" stotterte Fritz Frank, „aber . . . laß Dich nicht im Skat stören!" Und er geleitete ihn an seinen Platz zurück.

„Donnerwetter, sollte mein Marsch wirklich aus der fünften Sinfonie sein?" dachte er und summte das Thema vor sich hin. La — la — la — la — — Quatsch! Auch nicht die Spur von einer Ähnlichkeit! Was die Kerle nur wollen! Kretins! Aber an den Gesang der Rheintöchter klingt etwas an. Natürlich — la — la — la — oder vielmehr an die Arie der Lukrezia Borgia — la — la — la —"

„Mensch, höre auf zu la-en!" unterbrach Roberts Stimme seine Betrachtungen. „Ein Komponist wie Du hat es wahrlich nicht nötig, sich dem Stumpfsinn zu ergeben. Ich mache prinzipiell keine Komplimente, aber wenn Deine Ouvertüre keinen Bombenerfolg hat, dann hat überhaupt nichts mehr Erfolg. Wenn es nicht schon so spät wäre, würde ich Dich bitten, sie noch einmal zu spielen. Ich wollte Dich nämlich auf etwas aufmerksam machen."

„Ich weiß schon," entsetzte sich Fritz Frank, „Schubert sagt einmal —"

„Wer spricht von Schubert!" unterbrach ihn Robert. — „Kennst Du die Schriften von Rubinstein? — Ich kenne sie offengestanden auch nicht. Aber er hat einmal ein reizendes Bonmot über Mozart geprägt. Bonmot ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Er ruft nämlich aus: „Ewiger Sonnenschein in der Musik, dein Name ist Mozart."

„Und mit was hat also mein Marschquartett Ähnlichkeit?" schnaubte Fritz Frank, bebend vor Erregung.

„Da Du selbst die Empfindung hast, als wäre es nicht ganz Original, kann ich Dir's ja ungeniert sagen: Dein Marschquartett ist eigentlich nichts, als eine geistreiche Variation über das Lied des Cherubin aus „Figaro" . . .

„Hinaus!!" brüllte Frank plötzlich. „Die ganze Bande hinaus!"

„Wie beliebt?" fragten die Skatspieler unisono.

„Hinaus, sage ich! Ich habe Kopfkrämpfe! Ich muß allein sein! Hinaus!"

„Dann laß uns wenigstens die Partie zu Ende spielen!" gröhlte Adolf.

„Spielt auf Beethovens Bude, aber nicht auf meiner!" tobte Fritz Frank. „Ich will allein sein! Versteht ihr kein Deutsch? Hi — — haaaus!"

Drei Minuten später saß Fritz Frank allein vor seinem Flügel und trommelte sein Marschquartett. Dann ließ er kraftlos die Hände von den Tasten sinken.

„Es ist aus Meyerbeers Afrikanerin," sprach er dumpf zu sich, „Vasco de Gama singt es im ersten Akt — oder nein — eigentlich scheint es das Lied des Eremiten aus dem „Freischütz" zu sein . . . . . Möglicherweise erinnert es auch an den Meistersingermarsch — lalala — la — la — — Herrgott! Daß ich nicht früher darauf kam! Das ist ja faktisch aus der „Schönen Helena" — oder — sollte mich die „Szene am Bach" aus der Pastoral-Sinfonie beeinflußt haben?"

Fritz Frank hatte plötzlich das Gefühl, als griffe ihm eine eiserne Faust nach der Kehle; er rang nach Atem; er wollte schreien, aber seine Kräfte versagten. Mit einem dumpfen Knall fiel er vom Klavierstuhl zu Boden: eine wohltätige Ohnmacht umfing seinen Geist . . . .

Daß das Marschquartett Ton für Ton Schumanns „Kreisleriana" entnommen war, hat er nie erfahren.

Unsere Bilder.

In dem Bildchen „Junge Hühner", das eine Wiedergabe des gleichnamigen Gemäldes von G. Knobloch ist, hat es der Maler trefflich verstanden, die humorvolle Stimmung zum Ausdruck zu bringen, die über solch einem Idyll aus der Hühner-Kinderstube liegt. Teils sehen die Küchlein mit neugierigen Augen in die Welt, die sich ihnen kaum erschlossen hat, teils träumen sie schwermütig vor sich hin von der schönen Zeit, da sie noch in der Eierschale ruhten und keine Ahnung von dem Kampfe ums tägliche Brot hatten. — Mit der „Wasserträgerin im Libanon" bieten wir unsern Lesern eine photographische Aufnahme aus jenem Gebirge Syriens, das dereinst mit seinen Zedernwaldungen den Juden und Phöniziern das Holz zu ihren Bauten und Schiffen lieferte. Das Kostüm des Mädchens hat viel Ähnlichkeit mit dem griechischen, was aber nicht verwundern kann, da ein großer Teil der Bevölkerung des Libanon griechischen Bekenntnisses ist. — „Akkord" heißt das dritte Bild nach dem Gemälde von Georg von Hößlin. Der Einklang der Stimmen und Instrumente hat dem Bilde den Namen gegeben und eine dementsprechende Stimmung ist auch über dem Gemälde ausgegossen. Die friedliche Ruhe auf den Gesichtern der Mädchen zeigt, daß zwischen ihnen nicht nur die Harmonie der Töne, sondern auch die der Seelen ein festes Band bildet.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.